11.1900
Viertes Künstlerkonzert.

Das gestrige Konzert stand nicht unter den gleichen Auspizien, wie seine drei Vorgänger, und wie auch das nächste, in dem der Königsberger die Bekanntschaft mit Eduard Risler, einem der größten und feinsten Klavierpoeten unserer Tage machen werden. Während in den vorhergehenden drei Konzerten lauter Sterne allererste Größe gestrahlt, mußte uns gestern der Schimmer von einigen etwa dritter Güte genügen. Um es gleich im voraus zu sagen: künstlerisch am höchsten stand die Leistung unseres Konrad Hausburg, der sich der ebenso verantwortlichen, wie undankbaren Aufgabe unterzogen hatte, drei verschieden gearteten Künstlern am Klavier zu assistieren, die mit *D*-Zug-Geschwindigkeit die heterogensten Gebiete musikalischen Stils durcheilten. Die Proben von Anempfindung und Akkomodationsfähigkeit, die er ablegte, waren erstaunlich; aber so was fällt nicht in die Augen, denn der Künstler hat ja „nur" begleitet.

Die drei auswärtigen Künstler haben sich seit kurzem bereits Geltung im deutschen Konzertleben zu verschaffen gewußt, und ihre Namen nennt man achtungsvoll. Untersuchen wir ihre Leistungen an sich, denn schließlich wäre es unbillig, sie an dem zu messen, was wir zufällig kurz von ihnen bewundernd genießen durften.

Fräulein Laura Helbling kehrte wohl zum ersten Male in unseren Mauern ein und wußte sich recht vorteilhaft einzuführen. Ihre erste Nummer bildete Spohrs achtes Geigenkonzert (*a-moll*) *op.* 47, dem noch immer der längst veraltete Nebentitel „in Form einer Gesangsszene" anhaftet – ein Titel, dessen Widersinn darin liegt, daß die Gesangsszenen damals gerade noch ihre Formen der konzertierenden Instrumental-Musik zu entlehnen pflegten. – Der Vortrag des reizvollen Werkes zeigte die hochbegabte und neuerdings vielgenannte jugendliche Geigerin in sehr sympathischem Licht. Ihr Ton ist schön, ihre Technik sicher und sauber, ohne das bravouröse Sichdurchschwindeln, das man heute so oft im Konzertsaal hört, und das Hanslick schon vor einigen 20 Jahren einmal als die „freche und unreinliche Bravour so mancher Geigenvirtuosen" geißelte. Auch ihr passierten begreiflicherweise kleine Verunreinigungen des Spiels, aber doch nur als seltene Ausnahmen – so in den Dezimengängen kurz vor der Schlußkadenz des Finales. Am häufigsten fielen mir noch Mängel in der Bogentechnik auf, durch die Nachbarsaiten in Mitleidenschaft gezogen wurden und wilde Töne erklangen. Unschön wirkte auch das häufig angewandte Portamento. In der Auffassung erfreute Frl. Helbling durch gesunde männliche Kraft; sie trug das Werk viel männlicher vor, als ich es z. B. von Auer gehört; und doch raubt sie, während sie die Gefahr, weichlich zu werden, meidet, der Komposition nichts von ihrer Süßigkeit. Die große Schlußkadenz ließ nur etwas an Deutlichkeit und Klarheit mangeln. Ein Gedächtnisfehler ließ sie im Seitenthema des Finales einmal *dur* und *moll* verwechseln, aber sie fand sich sofort zurecht. Am meisten Freude hatte ich an dem innigen und stil[r]einen Vortrag von Bachs weltberühmten Air aus der *D-dur*-Suite, in der ihre *G*-Saite herrlich sonor klang. Sie hatte auch auf dem Programm das letzte Wort mit einem Stück – „Hegor Kati"[1] – dessen deutschen Titel ich früher einmal gekannt. Als Komponisten nennte der Zettel Eugen Hubay; wenn schon deutsch, dann auch Huber, wenn dagegen die magyarisierte Form des Namens bevorzugt wird, dann nenne man ihn wenigstens konsequent, wie er selbst es thut, „Jenö" mit Vornamen. Das Stück giebt sich in ungarischem Kostüm, sozusagen im besseren Gulyasstil, vermag daher, so temperamentvoll und bravourös, wie gestern, vorgetragen, dankbar zu wirken. Besonders fein und sicher gelangen der jungen Künstlerin die Flageoletpassagen.

Unter den sonstigen Darbietungen des Abends, nahmen die des jungen Violoncellisten Percy Such (spr. Sötsch) künstlerisch den höheren Rang ein. Er besitzt schönen, wenngleich nicht voluminösen Ton und eine solide Technik, sowie ein geschmackvolle, musikalische Art des Vortrags. Sein Programm umfaßte die bekannte *A-dur*-Sonate von Luigi Bocherini, das ebenso unleidliche wie unvermeidliche „*Perpetuum mobile*" von W. Fitzenhagen und von Max Bruch ein Stück, *op.* 55, dessen Titel „Canzone" mutmaßlich ein Druckfehler für „Ganz ohne" ist, so ganz ohne Geist und musikalischen Reiz ist es. Ob es mir nur so endlos lang vorkam, oder ob es so ist, kommt wohl auf eines heraus. Inhaltlich ist das Opus ein schmachtseliges Mendelssohndekokt. Wie schwer es sein muß, das *Perpetuum mobile* zu erfinden, beweist u. a. auch die Dürftigkeit der Erfindung in den zahllosen Versuchen, der Lösung des Problems musikalisch beizukommen. UM das Brummen und Winseln des Fitzenhagenschen Stückes erträglich zu machen, ist größere Fingerkraft erforder-

[1] Gemeint ist „Hejre Kati", op. 32.

lich. Ohne diese klingen alle derartigen Sachen unangenehm mandolinenhaft, der Klangcharakter Saiten wird metallisch und klimperig. Herr Such bewies jedenfalls auch darin elegante Bogentechnik und seine Flageolettöne waren reizend und rein. Seine Zugabe bestand aus einer Gavotte von Bach ohne Begleitung, die, in so günstigem Lichte sie auch die Technik Suchs für polyphones Spiel erscheinen ließ, doch an jenen heretische Briefstelle M. Hauptmanns über Bachs Schöpfungen für Geige „ganz ohne" denken ließ: „Die Geige ist von Natur aus nicht vierstim[m]ig, die mehr als Zweistimmigkeit ist ihr nur abgerungen und abgezwungen auf Kosten natürlich schönen Vortrags – – – solche über das ganze Geigengesicht gerissenen Akkorde, die immerwährend die Kantilene zerreißen und zerschneiden, um einen Baß hineinzubringen."

Die Zugabe wäre übrigens nicht zu stande gekommen, hätte nicht nach völligem Erlöschen des Beifalls ein einzelnes Händepaar „sein Opfer haben" wollen und in der That den Applaus neu entfacht.

Die junge Amerikanerin Mary Münchhoff ist in Königsberg bereits seit vergangenem Winter bekannt als Flageoletsängerin mit außergewöhnlich hoch entwickelter Kopftontechnik. Während bei ihrem damaligen Auftreten im Sinfoniekonzert ihre Intonation häufig von sehr zweifelhafter Reinheit war, bereitete die gestrige Leistung weit ungetrübteren Genuß, da die Reinheit der Intervallschritte nur an wenigen Stellen Trübungen erfuhr. In der Koloratur-Arie aus Gounods „Philemon und Baukis" führte sie das Fiorituren werk mit entzückender Subtilität und schlackenlosem Ton aus. Sehr vorteilhaft erschienen die Vorzüge der jungen Sängerin ferner in Tauberts Wiegenlied. Reinicks allerliebstes Gedicht ist eines der komponiertesten Wiegenlieder – u. a. giebt es auch eine Komposition aus Hugo Wolfs erster Periode – selten ist es aber so hohl und seicht, rein auf den äußerlichen Effekt hin musiziert worden, wie von Taubert. Dafür ist seine Komposition zur Anbringung von allerhand technischen Kunststückchen überaus geeignet.. Allerliebst sang Fräulein Münchhoff auch das Loewesche schwierige Koloraturliedchen „Niemand hat's gesehen". Das kleine Lied von Bungert ist das einzige Kompositiönchen dieses „Titanen", dem ein gewisser Wert eine etwas längere Lebenszeit gewährleistet. Die Sängerin sang es freilich so gleichgiltig und ausdruckslos herunter, daß das sonst so erfolgreiche Liedchen diesmal seinen bewährten Effekt versagte. So lange Frl. Münchhoff solche Kinkerlitzchen singt, wird man ihrem süßen Gezwitscher und ihrer reifen Technik gern eine Weile lauschen. Aber unseren Mozart soll sie uns fein in Ruhe lassen. Sein „Veilchen" ist eins der rührendsten deutschen Lieder, gestern war es eine Kopftonstudie. Fräulein Münchhoff machte ja viele Vortragsnüancen, ließ aber dennoch kalt und überzeugte nicht, da sie kalt, gemüt- und teilnahmslos sang. Am unerträglichsten war der Zwiespalt zwischen Aufgabe und künstlerischem Leistungsvermögen in der sogenannten „Rosenarie". Die Sembrich war wohl bahnbrechend in der Geschmacklosigkeit, dies köstliche Stückchen als Effektnummer zu singen, von ihr kommen auch die stilwidrig eingeschobenen geschmacklosen Schnörkeleien, gegen die nicht energisch genug protestiert werden kann, von ihr wohl ebenso die rhythmischen Entstellungen und Willkürlichkeiten. Ganz abgesehen von dem fremden Accent der Aussprache sang Fräulein Münchhoff das von sehnsüchtiger Sinnlichkeit schwüle, dabei doch keusche Liebeslied der harrenden Braut womöglich noch kühler und äußerlicher als die Sembrich. Nicht ein Hauch von der nervösen poesiedurchzitterten Stimmung war zu verspüren: eine Mondscheinpromenade bei Bogenlicht, ein amerikanisches Liebeslied! Nicht unerwähnt bleiben darf die oft störende Neigung der Dame, an falschen Stellen zu atmen und so den logischen Sinn zu stören. Als Zugabe ließ sie Alabichs „Nachtigall" hören, den abscheulichsten Vogel meiner Bekanntschaft. Hierin konnte man sich ihres Könnens am ungetrübtesten freuen, da man musikalisch nicht in Anspruch genommen wird.